

JAN FREDERIK LOH

**DOBROWSKYS**

**LETZTE**

**CHANCE**

SPANNUNG

GMEINER



THRILLER



**JAN FREDERIK LOH**

Dobrowskys  
letzte Chance

**GUTE FEINDE** Emil Dobrowsky wird von der hessischen Polizei als verdeckter Ermittler auf den Siegener Waffenhändler Yusuf Al-Sayed angesetzt – seine allerletzte Chance, sich nach einem verpatzten Auftrag zu bewähren. Doch beim Versuch, seine Zielperson in einen großen Waffendeal zu verwickeln, freundet er sich allmählich mit dem sympathischen Kriminellen an, dessen Angehörige im syrischen Bürgerkrieg gerade verzweifelt um ihr Leben kämpfen. Während Yusuf alles daran setzt, seine Verwandten aus dem Kriegsgebiet herauszuholen, steht Dobrowsky vor einem moralischen Dilemma: Erledigt er seinen Auftrag wie gefordert, ist Yusufs Familie so gut wie tot. Als er mit Yusufs Hilfe einem geplanten Terroranschlag auf die Spur kommt, wird Dobrowskys Familie von den Drahtziehern entführt. Er muss alles auf eine Karte setzen – und zwischen dem Leben der Menschen, die er liebt, und dem Hunderter Fremder wählen.

© Kai Bechrold



*Jan Frederik Loh, 1982 in Gießen geboren, studierte Sozialarbeit in Siegen und arbeitet in der Jugendhilfe in Wetzlar. Er schreibt Romane und Kurzgeschichten, die in Anthologien und Zeitschriften veröffentlicht wurden. Beim großen Schreibwettbewerb des deutschen Buchjournals kam er unter die zehn Finalisten.*

**JAN FREDERIK LOH**

Dobrowskys  
letzte Chance

*Thriller*

SPANNUNG

GMEINER



Personen und Handlung sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen  
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie  
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @GmeinerVerlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.gmeiner-verlag.de](http://www.gmeiner-verlag.de)

© 2018 – Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 075 75 / 20 95 - 0

[info@gmeiner-verlag.de](mailto:info@gmeiner-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2018

Lektorat: Katja Ernst

Herstellung: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © united lenses/photocase.de

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8392-5781-4

*Dank sei Melanie Melchior,  
Ilona Jaeger und Daniel Hamm.*

*Für meine Familie:  
Danke, dass ihr mich schreiben lasst!*



# 1. ARABISCHER WINTER

## ZARI

Als Zari neben Mohammed in den Schatten der Altstadt lief, klang ihr das Stimmengewusel des Basars noch in den Ohren. Sie stellte sich vor, die Zuschauer im Stadion jubelten ihr zu. Kopf an Kopf überquerten beide die Ziellinie, blieben keuchend stehen, die Hände auf die Oberschenkel gestemmt.

»Schon wieder unentschieden«, sagte ihr Cousin. Während er sprach, malte sein Atem Wolken in die feuchtkalte Luft.

»Ich war mindestens eine Schrittlänge vor dir«, sagte Zari.

»Vielleicht eine Rübenlänge.« Er zeigte mit dem Finger auf ihre Nase.

Zari hielt sich den Bauch, der mit gegrilltem Lammfleisch vollgestopft war. »Wettrennen war keine gute Idee. Mein Magen rebelliert wieder, hörst du?«

Mohammed lächelte, doch in der nächsten Sekunde verblasste die Fröhlichkeit auf seinem Gesicht. Andere Geräusche übertönten das Magenknurren. *Und sofort ist alles wie immer*, dachte Zari, die sich für ein paar Stunden beinahe wie ein Kind gefühlt hatte. Während des Vormittags auf dem Markt war der Tod für kurze Zeit an den Rand ihres Bewusstseins gedrängt worden. Jetzt aber, da die Mauern ringsum den Lärm des Basars schluckten, konnte sie in der Ferne wieder das Rattern, Grollen und Bersten des Krieges hören.

Nun kamen auch die anderen in den Rundbogengang geschlendert, der den Marktplatz mit der Altstadt verband. Hanni ging an Onkel Alpays Hand. Sie leckte an einem riesigen, rot-weiß gestreiften Lutscher. Tante Yousra trug Ein-

kaufstüten aus grünem Plastik. Darin Zwiebeln, gekochte Tomaten und Lammkeule fürs Abendessen.

»Wir müssen zusammenbleiben«, sagte Zaris Onkel, »ihr haltet euch alle hinter mir, verstanden?«

Zwar begann die Scharfschützenzone erst ein paar Gassen weiter westlich, aber Zari und Mohammed kannten sich in diesem Teil der Stadt schlecht aus. Der kleinste Irrtum konnte schlimme Folgen haben. Bog man hinter der falschen Hauswand ab, lief man womöglich direkt vor ein geladenes Gewehr. Die Soldaten der Regierung töteten auch kleinere Kinder. Mohammed und Zari waren beide 15. Auf Gnade konnten sie nicht hoffen. Und den richtigen Weg zu finden war nicht einfach. Selbst Onkel Alpay musste sich in diesem 5.000 Jahre alten Labyrinth dazu konzentrieren. Eine arabische Altstadt, ein Irrgarten aus Mauern und Gängen, aus grauem Stein und Schatten. Zudem hängten die Bewohner immer neue Tücher vor die Mündungen der Gassen, um die Sicht für die Scharfschützen zu verdecken, und das veränderte das Aussehen des Viertels manchmal bis zur Unkenntlichkeit.

Zaris Onkel kratzte sich am Hinterkopf. »Hier lang«, sagte er.

Von oben beschirmte nun ein gewölbter Steinhimmel die Gasse. Dort baumelten erloschene Buntglaslaternen, teilweise waren sie kaputtgeworfen worden. Links und rechts reiheten sich kleinere Geschäfte aneinander. Nur wenige waren beleuchtet, die meisten längst aufgegeben. Außer Zaris Familie ließ sich keine Menschenseele blicken. *Wahrscheinlich wissen die meisten noch nichts von dem neuen Durchbruch*, dachte sie.

Dass jetzt ein so sicherer Weg durch die Scharfschützenzone führte, war für Zari, Mohammed und Hanni ein absoluter Glücksfall. Seit sehr langer Zeit waren sie nicht mehr auf dem Basar gewesen.

Nach einigen Minuten erreichten sie das Eingangshaus. Es gehörte zu einer Reihe von Gebäuden, die dicht an dicht standen wie Orgelpfeifen und durch deren Wände man einen Tunnel geschlagen hatte. Für Todfeinde unsichtbar wie Käfer hinter der Baumrinde konnten sie auf diese Weise die Scharfschützenzone durchqueren. Die Menschen, die ihre Wohnungen und Häuser für die Durchbrüche zur Verfügung gestellt hatten, lebten noch immer hier. Aber in den Durchgangszimmern, die nun beinahe öffentlich waren, hielt sich niemand auf, und das wunderte Zari nicht.

An der Spitze seiner Familie betrat Onkel Alpay das Eingangshaus. Sie stiegen die Treppe in den ersten Stock hinauf, schlüpfen durch die Wohnungstür in einen Raum, an dessen weißen Wänden unzählige Spinnennetze klebten. Das Zimmer war vollkommen nackt, abgesehen von einem rechteckigen Teppich an der gegenüberliegenden Wand. Er war etwa zwei Meter hoch und einen Meter breit. Die Ränder von roten Quasten geziert, zeigte er den Schwarzen Stein von Mekka. Einen Stein, der weiß wie Milch gewesen war, bevor die Sünden der Menschheit ihn dunkel gefärbt hatten. Onkel Alpay hob den Teppich an und spähte in den Raum dahinter. Man hatte die Durchgänge mit Vorschlaghämmern in die Wände gerissen, um so den letzten und gefährlichsten Abschnitt der Zone zu durchqueren.

»Yalla, Yalla«, sagte Onkel Alpay und winkte die anderen durch, während er den Teppich nach oben hielt.

Die Familie schob sich von Wohnung zu Wohnung. Mal durch eine fremde Küche, mal durch ein verwaistes Schlafzimmer. Hanni war das Ganze nicht geheuer. Onkel Alpay musste sie tragen. Die Kleine klammerte sich wie ein Affenbaby an ihren Vater. Zari dagegen hatte Spaß, ihr kam die seltsame Tour wie ein Abenteuer vor. Auch Mohammed sah sich mit leuchtenden Augen in den fremden Wohnungen um.

»Wie in einem Detektivfilm«, sagte er zu Zari. »Ich stelle mir die ganze Zeit vor, was man alles über die Leute herausfinden kann, wenn man sich hier umsieht.«

Zari verstand die Begeisterung ihres Cousins. Onkel Alpay nicht.

»Mohammed«, sagte er, »diese Leute haben ihre Privatsphäre geopfert, damit wir sicherer zum Basar können. Sie haben Respekt verdient und nicht, dass man sie ausspioniert.«

»Ist nur ein Spiel, Baba«, sagte Mohammed.

Onkel Alpay sah ihn nachdenklich an und ein kleines Lächeln umspielte seine Mundwinkel. Dann wuschelte er ihm durch die Haare und nickte. »Los, los, weiter.«

Durch das nächste Loch schlüpfen sie in ein Wohnzimmer. Es war der letzte Raum vor dem Ausgang. An der Decke hing ein prachtvoller, goldener Kronleuchter. Die kerzenförmigen Glühbirnen brannten. Ein roter Vorhang verdeckte teilweise eine Doppeltür aus weißem Holz. Sofas waren an die Wände gerückt worden. Ebenso ein Klavier.

»Hier wohnen bestimmt Reiche«, sagte Mohammed.

Zari spottete. »Dafür muss man aber kein Detektiv sein.« Zari trippelte zum Klavier. Sie wollte wissen, wie es sich anhörte. Sie hatte noch nie ein echtes Klavier angefasst. Vorsichtig hob sie einen Finger über die Klaviatur. Doch als sie die Taste nach unten drückte, erklang das dumpfe Grollen einer Detonation und sie hörte nichts von dem Ton, den sie angeschlagen hatte. Die Wände zitterten.

»Das war in der Nähe«, sagte Mohammed.

»Eine Granate«, sagte Onkel Alpay. Eilig, mit noch tieferen Sorgenfalten auf der Stirn, lief er voran. Hanni klammerte sich an seinem Hals fest. Ihr Kopf wippte wie der eines Reiters im Galopp. Zari und Mohammed blieben ihnen auf den Fersen. Sie huschten eine Treppe herab und ins Freie. Sofort bildete sich Dampf vor ihren Gesichtern. Eine riesige Staub-

wolke hing in der Luft wie eine schwebende Trauerweide. *Das ist nur ein paar Straßen entfernt*, überlegte Zari. Sie war sich nicht sicher, ob sie die Entfernung richtig einschätzte, aber wenn ihre Sinne sie nicht täuschten, war die Granate ganz in der Nähe des Mietshauses eingeschlagen, in dem sie wohnten. Auch der Blick ihres Onkels verhielt nichts Gutes.

»Ist das bei uns?«, schnaufte Tante Yousra, die erst in diesem Moment aus dem Gebäude trat.

»Wenn Allah es so will.«

Sie rannten. Die Scharfschützenzone lag hinter ihnen, hier konnten sie sich frei bewegen. Es war das erste Mal, dass Zari ihre Tante rennen sah. Der Duft von Rosenwasser, Kümmel und Pfeffer war nur noch Erinnerung. Das gegrillte Fleisch lag wie Blei in Zaris Bauch. Hannis Lutscher fiel in den Dreck. Sie weinte, doch Onkel Alpay achtete nicht darauf. Eine Ahnung trieb ihn voran. Braune und graue Häuser flogen an ihnen vorbei. Sie sprangen über Müllberge und sahen nicht in die Gesichter der Menschen.

## 2. PUPPENKÜCHE

### ZARI

Dann war es Gewissheit. Sie standen vor den Trümmern des Hauses, Tante Yousras Rücken gebeugt von der Last der prallen Einkaufsstützen. Das Kopftuch war nach hinten gerutscht und ihr Haar vollständig entblößt. Doch das störte in diesem Augenblick niemanden. Tränen strömten über ihre Wangen. Sie schaute nach oben. Die Himmelsfarbe war zartblau wie Schatten auf einer Schneefläche. Nur rieselte kein Schnee, sondern Asche. Ein paar Meter weiter lag eine Frau erschlagen unter Schutt. Einzig ihr Gesicht war noch zu sehen, eine Schönheit musste sie im Leben gewesen sein. Nur ihre verkrampften Mundwinkel verrieten, dass sie um ihr Leben gekämpft hatte.

Nachbarn, Bekannte und Fremde strömten aus den Häusern und scharrtten sich um Zaris Familie. Mohammed rang mit den Tränen, und die kleine Hanni klebte an Tante Yousras Bein, als hätte man sie mit Klettverschluss befestigt. Kopfschüttelnd schlichen immer mehr Leute heran, manche geduckt, als erwarteten sie den nächsten Granateneinschlag, andere wild mit den Armen fuchtelnd, schimpfend oder weinend. Zari sah, wie sich die Lippen ihrer Tante bewegten, wobei ihre buschigen Augenbrauen, die sonst beim Sprechen auf und ab hüpfen, schwarzen Balken glichen.

»Eine Schande«, zischte ein alter Mann und betrachtete die tote Frau.

»Es ist ein Wunder, dass niemand im Haus verletzt wurde, ein Wunder«, fand der nächste und richtete das Wort an Zaris

Tante. »Es hat nur eure Wohnung getroffen, und keiner von euch war zu Hause. Das ist ein Wunder!«

»Ja, ein Wunder«, stimmte sie traurig zu. *Ach, Tante Yousra!* Dort stand sie nun, mit einem senkrechten Graben zwischen den Augen und starrte durch das Loch in der Hauswand. Sie betrachtete ihre Küche, die jetzt für jedermann sichtbar war. *Sieht aus wie eine Puppenstube*, dachte Zari. Auch das Wohnzimmer, in dem sie vor Kurzem noch Nachrichten geschaut hatten, lag offen.

Die meisten Nachbarn stahlen sich bald zurück in ihre Häuser. Ein Volltreffer rief zwar immer noch Bestürzung hervor, auch Angst und Wut. Aber mit jeder Granate wurde der Krieg alltäglicher und die Gefühle stumpfer. In der letzten Zeit hatten die Einschläge im Viertel dramatisch zugenommen. In dieser Woche war es schon der dritte Treffer.

»Was machen wir denn nun?«, fragte Zari. Ihre Stimme klang zittrig und tapfer zugleich. Onkel Alpay legte seine großen, behaarten Hände aufs Gesicht und murmelte ein Gebet. *Vielleicht stellt er sich vor, was passiert wäre, wenn er und Tante Yousra alleine zum Markt gegangen wären, wie sie es gewöhnlich tun.* Ansonsten fiel Zari kein Grund für die Dankbarkeit in seiner Stimme ein. Der Lohn jahrzehntelanger Arbeit lag vor ihnen. Unter Geröll. In Scherben. Oder zu Staub zerfallen. Aus dem Leder der Wohnzimmeressel quoll Polsterschaum, alles war von Splittern durchbohrt.

Der Fernseher lag unter Steinen und war mit weißem Staub überzogen. Einzig das goldgerahmte Foto der Familie hing noch an der Wand, als sei nichts geschehen. *Wahrscheinlich hat Onkel Alpay uns in Gedanken ähnlich durchlöchert gesehen wie die Sessel. Und deshalb bedankt er sich, dankt Allah, weil er ihn ausgerechnet heute auf die Idee gebracht hat, uns mit auf den Markt zu nehmen.*

Zaris Onkel nahm die Hände vom Gesicht und sah zu seiner Frau. »Wir müssen zu Kalid gehen.«

Kalid und seine Männer lebten mit ihren Familien in verlassenen Häusern an der Front. Die meisten Bewohner waren von dort geflohen, als die Soldaten sich genähert hatten.

»Oder wir versuchen, uns bis zum Haus deines Vaters durchzuschlagen. Du könntest mit den Kindern bleiben, und ich gehe allein zu Kalid. Ich kann nicht mit deinem Vater unter einem Dach leben.«

»Wir gehen hin, wohin du gehst«, sagte Tante Yousra.

»Wir müssten die erste Zone durchqueren, wenn wir zu Kalid wollen.«

»Aber an der Front ist es doch gefährlicher als sonst überall«, mischte Zari sich ein.

Onkel Alpay schüttelte den Kopf. Vereinzelt graue Haare schimmerten im Sonnenlicht. »Das Lager der Soldaten ist nur eine Straße von Kalids Block entfernt. Assad schießt keine Granaten dahin, wo die eigenen Männer sitzen. Man kann mit Mörsern nicht zielen wie die Heckenschützen mit ihren Waffen, dort ist es sicherer als hier, Zari. Was mir Sorgen macht, ist der Weg.«

»Sie könnten uns im Schlaf die Kehlen durchschneiden.«

»Können sie nicht. Es gibt nur einen Zugang zu Kalids Block und der wird rund um die Uhr von seinen Scharfschützen bewacht.«

Tante Yousra setzte die Einkaufstüten auf dem Boden ab und drückte sich die rechte Hand gegen die Stirn, wo trotz der Kälte Schweißperlen glitzerten. »Der Weg zu meinen Eltern ist mindestens genauso gefährlich«, sagte sie und die Wolke ihres Atems stand einen Moment lang bewegungslos in der Luft. »Dann gehen wir zu Kalid. Hier können wir nicht bleiben. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis kein einziges Haus mehr steht.«

Mohammed starrte mit zusammengebissenen Zähnen in das

Loch, das ihre Wohnung zu einem Schaufenster machte. Sein Blick wanderte zu der toten Frau, die von mehreren stoisch wirkenden Männern umkreist im Dreck lag. Kurz nach der Detonation musste der Schutt als Steinregen auf ihren Körper geprasselt sein, und nun deckte er sie zu wie ein Leichentuch. Niemand wusste, wie sie hieß oder woher sie kam. Vielleicht war sie heute Morgen auf den Basar gegangen, und irgendwo ganz in der Nähe warteten in diesem Moment ein paar hungrige Kinder auf ihre Mutter.

»Ich werde sie töten«, sagte Mohammed, und Tränen fraßen sich durch den Staub auf seinem Gesicht.

### **3. ABSCHIED**

#### **ZARI**

Die Familie konnte die Wohnung durchs Treppenhaus betreten, denn auf der Seite des Eingangs war kein Schaden am Haus. Wenn man es von hier aus betrachtete, ahnte man nicht, dass eine Granate in das Gebäude eingeschlagen hatte. *Wie bei dem toten Mann, den Hanni und ich gefunden haben*, dachte Zari.

Sie gingen die Stufen nach oben. Tante Yousra schnaufte bei jedem Schritt durch die Nase wie ein Esel. In ihren vertrauten Duftschleier war etwas Fremdes gemischt. *Das ist die Angst*, dachte Zari, und sie bemerkte, wie dieser Geruch in sie eindrang und begann, alles in ihr durcheinanderzuwirbeln. Hanni schwieg. Sie ging an Zaris Hand, und ihr Blick ließ vermuten, dass sie tief in sich selbst nach Halt suchte.

Ihre Wohnung befand sich im fünften Stock des Hauses, in dem Leute wohnten, die sie gut kannten, und andere, die ihnen über die Jahre fremd geblieben waren wie Komparsen in ihrem Leben. Türen öffneten sich. Man sprach ihnen Mitgefühl aus. Aber auch Glückwünsche.

»Keine Frage, der Segen des Herrn ruht auf euch, sonst wärt ihr jetzt alle tot«, sagte der alte Abdulrahman. »Ihr seid herzlich eingeladen, bei mir zu leben. Meine Wohnung ist sowieso viel zu groß für einen alten alleinstehenden Mann.«

»Das ist wirklich großzügig von dir, Abdulrahman, aber der Beschuss wird zunehmen. Wir gehen fort. Ich muss meine Kinder in Sicherheit bringen«, sagte Onkel Alpay.

Tante Yousra sah etwas nachdenklich in Richtung ihres Mannes, doch sie widersprach ihm nicht.

Jeder durfte nur wenige Dinge mitnehmen. Mohammed packte seinen Lieblingspullover, ein paar spanische Fußballmagazine, das Messer und seinen Lederball in die Tasche. Hanni war es lediglich wichtig, ihren riesigen Teddy dabeizuhaben. Der war beinahe so groß wie sie selbst und hockte seit dem Tag ihrer Geburt auf dem Bett. Der Teddy und das Bett waren die einzigen unversehrten Gegenstände in Hannis Zimmer. Ansonsten sah der Raum aus, als hätte Allah die Holzschränke, Spiegel und Betonklötze in eine haushohe Pfeffermühle gesteckt und mit dem Schrot dieser Füllung den Fußboden bestreut.

»Vielleicht können wir den Teddy später holen«, sagte Onkel Alpay. Hanni fing wieder an zu weinen. Zari stopfte die CD von

Najwa Karam und einige selbstgebrannte Sammlungen ihrer Lieblingslieder in einen Beutel. Für die Salafisten, die momentan drauf und dran waren, die Herrschaft über ihre Heimat zu erkämpfen, war Musik eine gotteslästerliche Sünde. Für Zari war sie wie die Halteschleife eines Omnibusses; sie klammerte sich daran fest, ganz egal wie sehr es um sie herum krachte, stank und schaukelte, die Musik half ihr, sich auf den Beinen zu halten, und mit ihr gelangte sie an andere Orte.

*Musik eine Sünde, ausgerechnet Musik*, dachte Zari und schüttelte wütend den Kopf. Dann packte sie ihre Stiefel, drei ihrer Lieblingsbücher und ihre Steinschleuder samt Munition ein. Alles andere musste zurückbleiben, denn die kritischen Ecken der Todeszone verlangten leichtes Gepäck. Dort musste man schnell laufen, um es den Scharfschützen möglichst schwer zu machen. Als sie ihre hölzerne Schleuder in der Hand hielt, spürte sie leichtes Unbehagen. Ihr Brustkorb wurde eng. *Die Taube*, dachte sie und sah das Tier, wie es, panisch flatternd, sich auf dem Boden im Kreis drehte und eine Blutspur hinterließ – der Vogel hatte am Fuß eines Müllberges nach Futter gepickt, als etwas Dunkles in Zari sie in eine Heckenschützin verwandelt hatte. Ihr Herz hatte aufgeregt geklopft, während sie das Gummi mit dem Stein zwischen den Fingern spannte. Ihre Hände waren ruhig. Der Vogel sah noch kurz mit seinen ruckartigen, dummen Taubenkopfbewegungen umher, als habe er eine Ahnung von Gefahr. Im nächsten Moment prallte schon der Stein gegen seinen mickrigen Kopf und verwandelte ihn in ein zuckendes, flatterndes Ding, das erst aufhörte, sich im Kreis zu drehen, als Zari einen weiteren Stein gegen den zertrümmerten Schädel schoss. Seither hatte sie die Schleuder nicht mehr angerührt.

Bevor sie das Zimmer verließ, steckte sie noch das kleine, gerahmte Foto ein. Es zeigte Zari auf dem Schoß einer wunderschönen Frau. Die einzige Erinnerung an ihre Mutter.

Onkel Alpay und Tante Yousra verstaute einige Sachen aus dem Wohnzimmer und der Küche in einer Umhängetasche. Brot und Wasser für den Fußmarsch. Schmuck, Geld und einzelne Erinnerungsstücke. Die Kinder warteten solange im Flur, da in der Küche Einsturzgefahr herrschte.

Dann verließen sie die Wohnung. Zari schaute wehmütig zurück. Tante Yousra zog die Tür so sachte ins Schloss, dass es Zari an einen französischen Film erinnerte, den sie vor Monaten gesehen hatte, in dem ein Mann, ganz vorsichtig, einen Strauß Blumen auf das Grab seiner Frau gelegt hatte. Sie atmete noch mal den vertrauten Geruch des Treppenhauses ein. Als man sie damals hergebracht hatte, hatte sie Tante Yousra gerade bis zum Oberschenkel gereicht, inzwischen war sie nur noch einen Fingerbreit von den 160 Zentimetern ihrer Tante entfernt, und in all den Jahren hatte sich der Geruch des Treppenhauses nicht verändert.

Während sie die Stufen hinabstieg, war es, als blätterte sie in einem Fotoalbum: Erinnerungen an Spiele mit Mohammed und Kindern aus der Nachbarschaft. Stürze, aufgeschlagene Beine, schwere Einkaufstaschen, streitende Männer, deren Stimmen durch das kahle Treppenhaus hallten, weinende Babys auf den Armen ihrer Mütter, segelnde Papierflugzeuge und der Duft von geschmortem Lammfleisch, wenn sie von der Schule heimkam.

Bevor sie ins Freie traten, sprach ihr Onkel ein langes, inbrünstiges Gebet. Gott sollte sie auf dem Weg beschützen. Seine Worte füllten das Treppenhaus. Zari dachte an den vergangenen Morgen auf dem Markt. An die Süßigkeiten. An die lange vermissten Grübchen in Mohammeds Wangen, die sich an diesem Morgen endlich wieder gezeigt hatten. An Hanni, die zum ersten Mal Karussell gefahren ist. Das Gebet war beendet. Onkel Alpay drückte die Klinke herab, und in Zaris Augen drang das gleißende Licht der Wintersonne. »Lasst uns gehen«, sagte er.

Die Luft war kalt und still, und von irgendwoher hörten sie das Rattern von Maschinengewehren.

## 4. LAUF IN DIE DUNKELHEIT

### KARO

Karo lief in den Tag. Das frostige Gras knirschte unter ihren Schritten. Die Oberschenkel brannten, als sie mit dem Anstieg zum Wald kämpfte. Dort standen die Bäume noch im Nebel. Denn während im Osten das Tageslicht langsam in den Himmel sickerte, herrschte im Westen noch Dunkelheit. Sie mochte es, dabei zu sein, wenn die Sonne den Wald aus dem Schlaf küsste. In diesen Momenten, allein mit sich selbst und der Natur, bildeten sich die klarsten Gedanken.

Raben versammelten sich auf den Feldern, gefrorene Tropfen glitzerten auf den Pflanzen, und die frische Luft löste die klebrigen Traumreste aus den Falten des Hirns. Heute war es besonders wichtig, den Kopf frei zu bekommen. Gestern hatte sie mit Dimitri gestritten. Im Ärger gesprochene Worte mussten im Licht des neuen Tages angesehen werden!

»Was willst du denn tun, wenn ich es Yusuf doch verrate?«

Sein Schweigen hatte ihr Angst gemacht. Sein Schweigen und dieser Blick. Manchmal blitzte dieser Ausdruck für eine Sekunde in seinen Augen auf, wenn er sich ärgerte, aber gestern war es gewesen, als hätte sie, nach Monaten im sanften Schein von brennenden Kerzen, zum ersten Mal den Lichtschalter gedrückt und gesehen, mit wem sie da im Bett lag.

Ihre Schritte wurden drängender, als sie in das Waldstück eintauchte und zwischen den dicht stehenden Tannen hindurchlief. Kaum ein Lichtstrahl drang durchs Geäst. In ihr keimte dieses schauerliche Gefühl, das viele Menschen befällt, die allein durch einen Wald in der Dämmerung laufen. »*Pass auf, was du machst, Karolinka. Das ist kein Spiel!*«

Der Weg stieg jetzt gemächlich an und führte auf den Hexenstein zu, den Gipfel ihrer Strecke. Sie schaute auf die Uhr. Es fiel schwer, in vollem Lauf die genaue Zeit abzulesen, denn das Ziffernblatt und die Zeiger waren sehr klein. *Und überhaupt: Diese bescheuerte Großmutteruhr sah einfach scheiße aus.* Aber Elias hatte sie ihr geschenkt und noch brachte sie es nicht übers Herz, sich davon zu trennen. *Fünf vor acht.* Normalerweise erreichte sie das Ende des Waldes zwischen 7.59 Uhr und 8.02 Uhr, doch heute würde sie einen neuen Rekord aufstellen. Karo sah in der Ferne schon den großen Felsen im Tageslicht. Dort würde sie aus dem Schatten der Bäume treten und die Aussicht auf die erwachende Landschaft genießen.

Sie war etwa 500 Meter vom Hexenstein entfernt, da hörte sie das Knacken eines zerbrechenden Astes hinter sich. Rasch warf sie einen Blick über die Schulter. Eine dunkle Gestalt folgte ihr mit langen Schritten. *Ein Mann. Ein großer Mann, mit dunklen, langen Haaren.* Sofort beschleunigte sie das Tempo. In ihrer Kindheit hatte sie immer nach Transportern ohne Fenster Ausschau gehalten. *Sie entführen reiche Mädchen, um Lösegeld zu erpressen.* Karo wollte den Felsen so

schnell wie möglich erreichen, das Licht, sie musste aus diesem düsteren Fichtentunnel heraus. Mit jedem Schritt verwandelte sich das mulmige Gefühl mehr und mehr in Angst vor dem Fremden hinter ihr, und diese Angst pumpte Adrenalin in ihre Muskeln. Sie musste ihn loswerden, sie musste Hilfe holen! *Dimitri*. Ohne die Geschwindigkeit zu drosseln, zog sie ihr I-Phone aus der Tasche. Doch sofort wurde ihr klar: Telefonieren und Tempo halten war unmöglich. Sie erhöhte die Schlagzahl. Die Winterluft biss sich in ihren Lungen fest, den Blick hielt sie starr auf den Waldweg gerichtet. *Jetzt nur nicht stolpern!* Immer wieder knackten brechende Äste und Eispfützen hinter ihr. Der Fremde kam näher. So schnell sie konnte, rannte sie auf das Ende der Bäume zu. Am Hexenstein begegneten ihr täglich Spaziergänger mit Hunden. *Auch andere Jogger*, dachte sie. *Jogger!* Die Erkenntnis krabbelte ihr wie eine langbeinige Spinne hinter die Stirn. *Das ist kein Jogger. Der trägt keine Sportkleidung.* Das war es, was seine Silhouette ihr verraten hatte.

*Vielleicht ist es nur einer dieser harmlosen Psychos, vielleicht dieser große Kerl vom Busbahnhof mit den fettigen Haaren.*

Sie erreichte das Ende des Waldes, als sie den Fremden direkt hinter sich hörte. *Bitte, irgendjemand soll jetzt einfach hier um die Ecke kommen und guten Morgen sagen, der Mann mit dem großen Hund, der hier sonst ständig rumläuft.*

Doch da war niemand. Sie bog gerade auf den Trampelpfad ein, der sich hinunter ins Tal und zurück in die Zivilisation schlängelte, als der Fremde sie packte. Sie spürte seinen Atem im Nacken, seine feste Hand an ihrem Arm. »Loslassen!«, kreischte sie.

Mit ruckartigen Bewegungen wand sie sich aus seinem Griff. Dabei geriet sie aus dem Gleichgewicht und stolperte auf die Felsenkante zu. Für eine Sekunde dehnte sich die Zeit um das Zehnfache, während sie verzweifelt nach etwas suchte,

was ihren Schwung abbremsen würde. Aber ihre Hände griffen ins Leere. Sie spürte einen Moment der Schwerelosigkeit, als sie über die Klippe trat. Dann den Sog der Erde. Und als ihr Kopf auf den Felsen traf, schlug die Dunkelheit wie eine Welle über ihr zusammen. Diesmal gab es kein Licht am Ende des Tunnels.

## **5. DIE VERWANDLUNG**

### **DOBROWSKY**

Als er nach Hause kam, hängte Dobrowsky seine Lederjacke an der Garderobe auf. Breitling und Goldketten verschwanden in einer grauen Pappschachtel, der .38er Rossi-Revolver im Tresor auf dem Nachtschränkchen, und der Geruch nach Kneipe sickerte durch den Abfluss der Dusche in die Kanalisation.

Dobrowsky rubbelte seinen haarigen Oberkörper mit einem Handtuch trocken und schmierte sich Anti-Falten-Creme ins Gesicht. Während er sich frischmachte, stand seine Frau Melina in der Küche und bereitete das Abendessen zu. Es gab Spaghetti aglio e olio, ein einfaches Gericht, das sie in

letzter Zeit häufig auftischte. Sie alle liebten es. Dobrowsky, Melina, Gabriel und sogar die kleine Emma, bei deren Portion seine Frau jedoch auf die Peperoncini verzichtete, die sie dem Gericht normalerweise gerne hinzugab.

Dobrowsky schlüpfte in seine Boxershorts, streifte sich die Jeans über, verließ das Bad und setzte sich mit nacktem Oberkörper an den Tisch. Die Familie wartete bereits auf ihn. Drei Kerzen flackerten in großen silbernen Ständern. Gefaltete Pyramidenservietten standen neben den Tellern.

Im Hintergrund lief »I want it all«. Melina hatte Queen aufgelegt. Dobrowsky zog unwillkürlich die Stirn in Falten und zupfte sich ein paar abstehende Härchen aus den Augenbrauen. Sie und er hatten die Band gefeiert, als ihre Liebe noch frisch gewesen war, jetzt wirkte die Musik auf ihn wie ein verzweifelter Versuch, alte Gefühle zu wecken. Es war ihm regelrecht unangenehm, Freddie's Stimme zu hören. Zudem hatte er momentan großen Hunger, und das war ein Zustand, in dem er alles, was man nicht essen konnte, als feindlich betrachtete.

»Sehr elegant«, sagte Melina.

»Was?«

»Deine Aufmachung.«

Dobrowsky blickte an seinem nackten Oberkörper herab, der dicht mit krausem Haar überwuchert war. »Wenn ich gleich nach dem Duschen mein T-Shirt anziehe und dann noch was Scharfes esse, kann ich *noch mal* duschen gehen.«

Melina sah ihn an. Ihre großen blauen Augen wirkten trüb wie Monitore im Energiesparmodus. »Das sollte eigentlich ein Spaß sein, ein Witz.«

»Ach, ein Witz. Okay, das hättest du vorher sagen müssen, dann hätte ich gelacht«, sagte Dobrowsky und türmte einen Berg aus Spaghetti auf seinem Teller. Dann stand er auf, ging in die Küche und entkorkte eine Flasche Chianti. Er goss sich das Glas voll und verzichtete darauf, Melina zu fragen, ob sie auch

etwas wolle. Er kannte die Antwort. Zurück am Tisch schob er sich die ersten Gabeln gierig in den Mund, dann zeigte sich eine gewisse Entspannung auf seinem Gesicht. Auch den Wein hätte er liebend gerne in großen Schlucken getrunken, aber er zügelte sich. Nicht Melina zuliebe, und auch nicht wegen Gabriel, er tat es für Emma. Während Dobrowsky kaute und immer wieder am Chianti nippte wie ein Feinschmecker, dachte er an Yusuf Al-Sayed, den er bisher nur von Fotos kannte. Ob das mit den Aglio e olio heute so eine gute Idee war? Immerhin schnitt Melina ungefähr eine halbe Knolle Knoblauch in den Topf. Da stank man ordentlich gegen den Wind, und eigentlich war es nicht besonders klug, sich vor einem Erstkontakt mit Knoblauch vollzustopfen. Aber jetzt war es sowieso zu spät. *Und außerdem haben sich selbst die Frauen bisher noch nie beschwert*, dachte er kauend und mit einem Gefühl von Schuld und Zufriedenheit. Ihm kam die Vorstellung in den Sinn, Melinas Nudeln könnten einen Plan torpedieren, an dessen Durchführung beinahe 20 Beamte beteiligt waren.

»Du bist ganz woanders«, sagte sie und strich sich den frisch geschnittenen Pony aus der Stirn.

Dobrowskys zweijährige Tochter sah sie mit großen Augen an. »Nicht woanders, der Papa ist da«, sagte sie und zeigte mit dem Finger auf ihn.

Melina schmunzelte. »Natürlich ist der Papa da.«

Jetzt schaltete Gabriel sich ein. »Er verwandelt sich gerade in den bösen Mann, siehst du das nicht, Mama? Da kann er nicht gleichzeitig deine Nudeln loben und bemerken, dass du beim Friseur warst.«

»Böser Mann!«, wiederholte Emma, und Melina sah strafend zu Gabriel hinüber.

Dobrowsky wendete sich seinem Sohn zu. »Nicht, wenn Emma dabei ist, klar?«

»Alles klar, Herr Kommissar! Sie sind der Hüter des Gesetzes, unser Freund und Helfer.«

»Und Sie sind ein 18-jähriger Klugscheißer, der sich um seinen eigenen Kram kümmern sollte. Besser Polizist als arbeitslos, was?«

Gabriel sonnte sich schweigend im Triumph, den Vater aus der Reserve gelockt zu haben, und für einige Zeit hörte man nur das Klappern des Bestecks und Emmas Schmatzen.

»Weißt du schon, wann du wieder nach Hause kommst?«, fragte Melina.

Dobrowsky rupfte sich ein abstehendes Härchen aus den Augenbrauen und schüttelte den Kopf, dann wischte er sich die Mundwinkel sauber, tupfte sich den Schweiß von der Glatze, warf die Serviette auf den Teller und stand auf.

Während seine Frau die Kleine ins Bett brachte, legte Dobrowsky sich auf die Couch und las ein wenig in Melinas Krimi. Doch er fand keinen Gefallen daran. Die immer gleichen Floskeln, platte Figuren. Das machte ihn müde. Er legte das aufgeschlagene Buch auf seinen Bauch, trank den restlichen Chianti, schloss die Augen und schlief ein. Als Melina ihn wachrüttelte, dachte er zunächst, es sei früh am Morgen und er habe wieder die Nacht auf dem Sofa verbracht.

»Du musst gleich los«, sagte sie leise.

»Zur Arbeit?«

»Nach Siegen.« Sie schaute auf das leere Weinglas. »Vielleicht solltest du vorher noch bisschen was trinken, sind ja bestimmt zwei Stunden Fahrt, nicht dass du am Ende noch nüchtern im Auto sitzt.«

»Ich hab *ein Glas* Wein getrunken, Melina.«

»Unsere Weingläser sind durchsichtig, weißt du, Emil. Wir haben also alle gesehen, wie lächerlich voll du dein Glas gemacht hast. Du trinkst eine halbe Flasche Rotwein in einem

Glas, und dann redest du dir ein, dass es nur ein Glas Wein war.« Melinas Stimme klang ruhig und traurig.

Dobrowsky hielt keine flammende Gegenrede, sagte kein Wort, denn die Beweislage war eindeutig, sein Feuer längst erstickt. Er fühlte sich schuldig, ertappt, gedemütigt und wollte weg von ihren Blicken, die ihm so eindringlich mitteilten, was er vor sich selbst noch recht gut verheimlichte. Zum Glück musste er tatsächlich weg, aus beruflichen Gründen, was ihn davor bewahrte, in weitere Diskussionen um das beschissene Glas Wein verstrickt zu werden. Nun war dafür keine Zeit, nun musste er gehen. Er stahl sich in Emmas Kinderzimmer, um ihr eine gute Nacht zu wünschen. An der Decke leuchteten gelbe Aufkleber. Sterne, Hirten, Schafe und ein Komet über der Krippe mit dem leuchtenden Jesuskind. Es roch nach frisch gewaschenen Kuscheltieren und Holzlasur. Emma schlief mit offenem Mund. Der Schnuller war herausgefallen, und Herr Willson, der kleine Stoffhund, der nirgendwo fehlen durfte, klemmte zwischen Wand und Bett. Dobrowsky gab ihr einen Kuss auf die Wange, schloss die Augen und sog den Geruch von ein wenig Kinderschweiß ein. Am liebsten hätte er sich zu ihr gekuschelt. Er seufzte, befreite Herr Willson aus seiner misslichen Lage und schob ihn unter Emmas Bettdecke. »Bis dann, mein kleiner Schatz.«

Dobrowsky trat ins Schlafzimmer. Er zog sich eine frische Jeans und ein schwarzes T-Shirt an, nahm die Waffe aus dem Tresor und sah in den Spiegel. Keine Furcht zu erkennen.

Stattdessen war da dieses Leuchten in seinen Augen, dieser glänzende Fleck, der bei Sängern und Schauspielern Lampenfieber erkennen ließ. Und heute war seine Aufregung noch etwas größer als sonst. Kriminaldirektor Köth hatte gedroht, bei der nächsten Beurteilung eine Ungeeignetheit Dobrowskys anzugeben, sollte er beim »Al-Sayed-Job« versagen. Er drohte ihm, obwohl er der erfahrenste Mann der gesamten

Dienststelle war und außer bei der Sache mit Merle nie größere Fehler gemacht hatte. Und bei Merle war es diese eine Sekunde Leichtsinn gewesen, die man sich in diesem Job trotzdem nicht leisten durfte. Eine Sekunde. Und alles, was man riskiert hat, ist nichts mehr wert. Er hörte Köths Stimme: »Wie gesagt, Dobrowsky, noch mal so ne Nummer wie bei Merle, und Sie können Ihr Talent in der Personalverwaltung testen.« Dabei war das bei Eckhardt Merle keine »Nummer« gewesen. Arschloch! Das hörte sich an, als sei er durchgedreht wie ein schießwütiger Cop in einem amerikanischen Film. Er hatte sich versprochen. Ein einziges Mal. Am Tag vor der geplanten Übergabe von zehn Kilogramm Ostblock-Crystal.

Er hatte damals mit der Zielperson in deren Hobbykeller gehockt und Pizza gegessen. Die Zielperson hieß Bosko, und der Mann, von dem Bosko das Crystal erwartete, hieß Merle. Das wusste Dobrowsky aus den Gesprächen mit seinem VE-Führer, der Eckhardt Merle stets bei seinem Nachnamen nannte. Merle hier, Merle da, sagte der VE-Führer. Bosko hingegen sprach über seinen Lieferanten stets und ausschließlich als Eckhardt. Und so wurde Dobrowsky diese eine Unaufmerksamkeit zum Verhängnis. »Wohin kommt denn morgen der Merle eigentlich?«, fragte Dobrowsky, und noch im Augenblick des Sprechens bemerkte er, dass sich Boskos Augen veränderten.

»Ich denke, wir lassen das morgen«, sagte der Mann.

Alle Erklärungsversuche halfen nichts, obwohl Dobrowsky beschwor, er habe gefragt, wohin denn ›der Kerl‹ morgen eigentlich komme. ›Der Kerl‹, habe er gesagt. Bosko schüttelte den Kopf, die Lippen zu einem rosa Strich gepresst.

Auch als Dobrowsky zu Bosko sagte, er solle doch bitte selbst mal versuchen, mit vollem Mund ein ordentliches K auszusprechen, hatte das nichts geändert, und zehn Kilogramm Kristallpulver hatten nicht den Weg in die Asservatenkam-

mer gefunden, sondern fraßen jetzt Löcher in Nasen, Hirne und Familien.

Er ging ins Bad, öffnete den Spiegelschrank über dem Waschbecken, nahm die breiten Goldketten aus der Pappschachtel und legte sie um. Er sah aus wie ein Zuhälter, wenn er die Goldketten trug, da hatte Melina recht. Aber das war ja auch der Sinn der Sache. Die Breitling zog er vorsichtshalber auf. *Obwohl die eigentlich bis in alle Ewigkeit laufen sollte, solange ich mich hin und wieder am Arsch kratze*, dachte er. Sein Kahlkopf blinkte wie eine frisch geputzte Fensterscheibe, und der graue Kinnbart ließ die untere Hälfte seines Gesichts kantig wirken. Er betrat den Flur, glitt in seine schwarzen Turnschuhe und nahm die Lederjacke vom Haken. Seine Frau stand neben ihm, die Arme vor dem Bauch verschränkt und den Oberkörper leicht nach vorn gebeugt. Sie sah aus wie jemand, der versuchte, ein Frösteln zu unterdrücken. »Pass auf dich auf.«

»Klar! Und pass du auf, dass unser Großer nicht die Welt-herrschaft an sich reißt, während ich weg bin.«

Melina lächelte und gab ihm einen Kuss auf den Mund. Dobrowsky griff seine Reisetasche und verließ die Wohnung. Während er durchs Treppenhaus nach unten ging, lehnte sie im Rahmen der Wohnungstür und sah ihm nach. Er spürte ihren Blick zwischen seinen Schulterblättern und wusste instinktiv, was ihre Augen ausdrückten: *Vergiss nicht, was ich dir gesagt habe, Emil. Das ist deine letzte Chance!*